



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

STEFAN LEHNBERG

geboren 1964 in Hannover, ist Autor der Radiocomedy »Küss mich, Kanzler!«, die seit 2008 ununterbrochen gesendet wird. Er ist seit Jahren aktiv in der Berliner Comedyszene und hat als Autor für Harald Schmidt, Anke Engelke, 7 Tage 7 Köpfe, Titanic, u. v. a. gearbeitet. Sein Roman »Mein Meisterwerk« wurde mit dem Ephraim-Kishon-Literaturpreis ausgezeichnet. Stefan Lehnberg lebt in Berlin.

STEFAN LEHNBERG

Durch Nacht und Wind

Die criminalistischen
Werke des
Johann Wolfgang
von Goethe

Aufgezeichnet von seinem Freunde
FRIEDRICH SCHILLER

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Tropen

www.tropen.de

© 2017 by Stefan Lehnberg

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Herburg Weiland, München

Unter Verwendung einer Illustration von Nolan Paparelli

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI - Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50376-0

Durch Nacht und Wind

Vorwort

Wenn Du, verehrter Leser, diese Zeilen liest, werden seit ihrer Niederschrift wenigstens 150 Jahre vergangen seyn.

Denn erst, wenn alle Personen, welche an den hier geschilderten Begebenheiten Anteil hatten, längst begraben sind, ja erst, wenn auch ihre Kinder und Enkelkinder nicht mehr leben, soll dieser Bericht der Öffentlichkeit übergeben werden – sind doch in ihm Umstände beschrieben, welche meinen Freund Goethe, aber auch weitere Personen und nicht zuletzt auch mich selbst in Not und Verderben stürzen würden, sollten sie zu unseren Lebzeiten bekannt werden. Freilich wäre es vielleicht klüger gewesen, diese Vorkommnisse in meiner Schilderung fortzulassen oder sie in einer für uns günstigeren Weise darzustellen, aber es verlangt mich, die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Mag die Nachwelt uns verdammen – jedoch hätten wir erneut die Wahl, wir würden ein 2tes Mal genau so handeln.

Friedrich Schiller – Jena, im September 1799

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Ich erinnere mich noch recht gut der Ereignisse, von welchen hier die Rede seyn soll. Fast jeder tut dies, denn sie haben seinerzeit allenthalben für beträchtliches Aufsehen gesorgt. Unzählige Berichte existieren über jene Vorgänge, so dass ein jeder sie zu kennen glaubt und doch sind fast alle diese Geschichten mehr oder minder unwahr. Die allermeisten Personen, welche davon erzählen, sind, wie ich beschwören kann, gar nicht dabei gewesen. Und von den wenigen, welche tatsächlich zugegen waren, werden Geschichten erzählt, die mit den wahren Ereignissen nur noch sehr wenig gemein haben. (Aus Gründen, welche nur all zu verständlich sind.) Ich selbst aber befand mich zusammen mit meinem Freunde Goethe im Centrum dieser Geschehnisse und darf daher von mir behaupten, die volle Wahrheit zu kennen. Ich bilde mir darauf keineswegs etwas ein. Es war einfach Glück. Oder Pech. Das mag ein jeder bey sich entscheiden. Sagen wir vielleicht einfach, es war Zufall.

Sey es nun, wie es sey, ihren Anfang nahmen die Ereignisse im Winter des Jahres 1797. Goethe und ich hatten mehrere Monate damit verbracht, einem Haufen gelbschnabeliger Schreiberlinge ein paar wohlverdiente Fußtritte in ihr untalentiertes Hinterteil zu ver-

abreichen. Freilich nicht im wörtlichen Sinne, sondern in Form von Gedichten, welche wir Xenien nannten und publizierten. Auf diese Weise war nicht nur unserem Gemüte wohlgetan, sondern auch unserem Geldbeutel. Wir waren darob in vorzüglichster Stimmung und brannten vor Tatendurst.

An jenem klirrend kalten Märztag hatte ich Goethe, wie so oft, kurz nach der Mittagsstunde aufgesucht. Er befand sich noch in seinem weißen Flanellschlafrock, aber er hatte offenkundig bereits den Chirurgen und den Friseur empfangen, denn er war frisch rasiert, und das Haar auf seinem Haupte war auf das artigste onduliert. Er machte einen maladen Eindruck und klagte mir sogleich, dass er am Abend zuvor törichterweise einige Tassen Tee getrunken habe, wiewohl er doch nur zu gut wisse, dass jener stets wie Gift auf ihn wirke, und nun habe er bereits die halbe Nacht und den ganzen Morgen mit einem verhetzten Organismus zu kämpfen. Gleichwohl sey er erfreut, mich zu erblicken, ein wenig Zerstreung würde ihn gewiss erquicken.

Und in der Tat vergaß Goethe seinen Zustand mit jedem Augenblicke, den ich bey ihm war, mehr, und seine heitere Stimmung war gänzlich wieder hergestellt, als er mir die allerneueste Errungenschaft seiner Sammlung zeigte: einen veritablen Elefantenschädel. Ich erinnere mich nicht meiner genauen Worte, muss aber wohl etwas in der Art geäußert haben, dass so eine Anschaffung zwar zunächst durchaus reizvoll, aber bey Licht betrachtet sinnlos sey.

Goethe musterte mich mit hochgezogenen Augenbrauen von Kopf bis Fuß in der Manier, wie nur er es kann, und bemerkte mit fein dosiertem Plaisier: »Lieber Freund, Sie sind urteilsfroh, aber nicht urteilsstark.«

Ich war drauf und dran, ihm eine gehörige Antwort zu geben, als es an der Thüre klopfte. Herein trat Goethes Diener Geist und übergab Goethe ein verschlossenes Billet. Goethe hatte mir einmal anerkennend offenbart, dass ich der einzige unter allen seinen Freunden und Bekanntschaften wäre, welcher sich niemals zu jenem tumben Wortspiele hinreißen ließ, wonach jener im wahrsten Sinne des Wortes ein dienstbarer Geist sey. Ein Umstand, welcher mich mit einem gewissen Stolz erfüllt, obwohl ich ehrlicherwise bekennen muss, dass es mir schlicht nicht eingefallen ist.

Goethe öffnete das Billet, zog sein Lorgnon hervor und las mit gerunzelter Stirn. Mit einem Nicken entließ er den Diener. »Ich muss zu Ihrer Durchlaucht. Augenblicklich.« Düster besah er das Billet, als hoffe er, dass sich dessen Inhalt noch in einen anderen verwandeln möge.

»Es wird doch nichts Unerfreuliches seyn«, bemerkte ich vorsichtig.

»Wohl eher doch«, murmelte Goethe mit finsterner Miene.

»Wohl eher doch.«

Zweites Kapitel

Drei viertel Stunden später erreichten wir das Fürstenhaus, das seit dem großen Brande von 1774, welcher das Schloss in Schutt und Asche gelegt hatte, immer noch als Behelfsresidenz dienen musste. Zwar lag jenes nur einige hundert Schritte von Goethes Haus am Frauenplan entfernt, jedoch hatte Goethe sich beim Ankleiden ausnehmend lange Zeit gelassen. Zweifellos aus Opposition zu der plötzlichen Einbestellung. Jedenfalls hörte ich ihn durch die Wand laut vor sich hinfluchen. Zuvor hatte er mir eröffnet, dass Billets, welche unverzügliches Erscheinen befahlen, ausnahmslos Unerfreuliches nach sich zögen. Um was es sich handle, sey vollkommen inkalkulabel, aber gewiss würde man ihm erneut irgendeinen Quark von Aufgabe aufbürden, der ihn nicht nur kostbare Zeit kostete, sondern welcher auch weit unter seiner Würde sey. Derart instruiert, war ich durchaus nicht darauf erpicht, ihn zu begleiten. Zu meinem großen Glücke verfüge ich über das Talent, zu fast jeder Situation einen passenden Sinnspruch schneiden zu können. Der für diesen Moment - welcher sowohl Goethes Geltungsdrang als auch meinem Faulheitsdrang Rechnung trug - lautete: »Der Starke ist am mächtigsten allein«, aber Goethe ließ nur ein mürrisches Knurren hören,

welches ich als Ablehnung deutete. Ich gebe zu, der Spruch ist Unfug, aber er klingt wahrlich nicht übel, vielleicht kann ich ihn einmal in einem Theaterstück verwenden.

Goethe schritt heftig aus, und ich hatte beinahe Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Ein braunes Huhn, welches träge seinen Weg gekreuzt hatte, flatterte erschrocken auf. Bereits am Portale des Schlosses erwartete uns die erste Hofdame der Herzoginmutter, Fräulein von Göchhausen. Genau genommen erwartete sie nur Goethe, was sie mir durch einen säuerlichen Blick in meine Richtung veranschaulichte. Fräulein von Göchhausen sah keineswegs so aus, wie man sich eine Hofdame - oder auch nur ein Fräulein - vorstellt. Sie war ungeheuer alt - weit über 40 - winzig klein und hatte überdies einen Buckel. Aber soweit ich wusste, war sie für ihren Esprit bekannt und allseits hochgeschätzt. Auch von Goethe, der sie mir einmal als »hässlich wie die Nacht, aber brav wie Gold« beschrieben hatte. Ich musste daran denken, wie der Herzog, welcher immer für einen zünftigen Witz gut war, vor nicht allzu langer Zeit eines Abends die Thüre zu den Gemächern der Göchhausen zumauern und übertapezieren lassen hatte, woraufhin die Ärmste stundenlang und mit zunehmender Verzweiflung danach gesucht hatte. Aber solche spaßigen Narretheien waren für den Augenblick nicht zu erwarten.

Eiligst führte man uns über den Dienstbotenaufgang, was Goethe mit indigniertem Augenrollen quittierte, zum Empfangssalon der Herzoginmutter. Die

Göchhausen pochte an die hohe Doppelthüre, und Goethe strich seinen Rock glatt. Dann öffnete sie die Thüre einen Spalt weit, ließ Goethe eintreten, wandt sich geschickt hinter ihm hindurch und schloss die Thüre, ehe ich nachfolgen konnte.

Drittes Kapitel

Um für einen Dichter zu gelten, braucht es nicht nur Phantasie und Schaffenskraft, sondern auch ein erkleckliches Maß an Neugier. Ein besonders kluger Geist, dessen Name mir just entfallen ist, sagte einst sogar, dass die Neugier als die vornehmste Eigenschaft dieses Dreigestirns zu gelten habe. Dies mag entschuldigen, dass ich – obschon gewiss wohl-erzogen – nach einigen Minuten geduldigen Wartens nicht länger an mich halten konnte und an der Thüre lauschte. Doch sogleich verfluchte ich mein vorwitziges Tun wieder, denn was ich hören musste, ließ mich voller Grausen zurückweichen. Hatte ich recht vernommen? Der Herzog tot? Von feiger Mörderhand dahingemeuchelt?

Offenkundig nicht, denn bereits im nächsten Augenblicke hörte ich die Herzoginmutter und Goethe laut auflachen. Meine lebhafteste Dichterphantasie hatte mir einen Streich gespielt und mir aus dem wenigen, was ich von hinter der Thüre vernehmen konnte, eine

dramatische, aber nichts desto weniger falsche Geschichte vorgegaukelt. Soeben wollte ich mein Ohr erneut an die Thüre pressen, als diese sich öffnete und mir mein Freund, prächtig aufgelegt wie ein betrunkenener Kesselflicker, entgegenkam. Lachend sprang er leichtfüßig die Stiegen hinunter, und ich beeilte mich, ihm zu folgen. Vor dem Tore wartete bereits ein Landauer, welcher offenkundig der Herzoginmutter gehörte, wie ich an dem Wappen auf der Seite unschwer erkannte. Goethe kletterte in Anbetracht seiner Kurzbeinigkeit erstaunlich geschwind hinein und hieß mich, es ihm gleich zu tun. Ehe ich noch etwas fragen konnte, knallte der Schwager auf dem Kutschbocke mit seiner Peitsche, und wir jagten in einem Hölletempo davon.

Viertes Kapitel

Bald hatten wir das Stadttor passiert, und ich genoss die herrliche Spazierfahrt entlang der Belvederer Allee. Die Sonne stand hoch am Himmel und wärmte uns so behaglich, dass man trotz des Schnees, welcher noch allüberall die Landschaft bedeckte, fast schon glauben mochte, der Sommer sey urplötzlich ausgebrochen.

Immer noch heiterster Laune erklärte mir Goethe, dass die Herzoginmutter ihn gebeten habe, ein Gespräch mit einer hochgestellten Persönlichkeit zu füh-

ren, welche mit ihrem halben Hofstaate als Gast auf ihrem Lustschloss Belvedere vor den Toren der Stadt weilte. Jener sey von einer höchst unvernünftigen, nichtsdestotrotz doch außerordentlich verstörenden Unruhe ergriffen worden, da er von dem Gedanken besessen sey, dass ein in seinem Besitze befindlicher Gegenstand mit einem Fluche belegt ist, welcher den sicheren Tod für den Besitzer dieses Gegenstandes bedeute.

»Alles in allem eine äußerst spaßhafte Angelegenheit«, lautete Goethes Urteil. »Der Mann ist auf das Äußerste abergläubisch, es heißt sogar, er lasse sich jeden Morgen von einer alten Hexe die Karten schlagen, offenkundig ein fürchterlicher Einfaltspinsel, aber das wagt so einer Herrschaft natürlich niemand ins Gesicht zu sagen. Die Herzoginmutter fühlt sich für das Wohlergehen ihrer Gäste verantwortlich, und überdies ist der Mann, seit er von dem angeblichen Fluche Kenntnis erhalten hat, noch unleidlicher zu seiner Umgebung, als es ohnehin schon seyn Temperament ist. Es ist daher unsere Aufgabe, ihn davon zu überzeugen, dass es mit diesem Fluche keine ernsthafte Bewandnis hat und dass er nicht das Mindeste zu befürchten habe. Das wird kaum länger als eine halbe Stunde brauchen.«

»Wer ist nun der Mann?«, fragte ich, meine Neugier kaum verbergend. Goethe sagte es mir. Ich war auf das Äußerste beeindruckt, denn es handelte sich um keinen Geringeren als den Großherzog von N., von dessen sagenhaftem Reichtum, aber auch cholericem Cha-

rakter ich wie jeder andere natürlich bereits einiges gehört hatte.

Nach einer guten viertel Stunde erreichten wir das Lustschloss, welches inmitten weitläufiger Parks und Wälder gelegen war.

Die Sonne hatte sich wieder hinter eine dicke Wolkendecke zurückgezogen, und es hatte auf das Heftigste zu schneien begonnen, so dass wir uns eilten, zur Pforte zu gelangen. Goethe pochte ungeduldig dagegen, aber anstatt dass man uns einließ, wurde nur eine Klappe in der Thüre geöffnet, der Kopf eines Bedienten erschien, und wir wurden nach unserem Begehre gefragt.

Goethe richtete sich zu voller Größe auf und stellte uns vor:

»Geheimrat von Goethe und Hofrat Schiller. Wir werden von seiner Durchlaucht erwartet.«

Die Klappe wurde wieder geschlossen, aber weiter geschah nichts. Nicht lange und ich bemerkte, wie Goethe die Zornesröthe ins Gesicht fuhr. Eine solche Behandlung war er sonst nicht gewohnt. Ich hingegen nahm es mit Gleichmut auf, da ich von dem ganzen Fürstengesindel ohnedies kein anderes Betragen erwartete. Eine plötzliche Bewegung in der Ferne ließ mich aufmerksam werden. Hatte ich dort hinter dem Busche für den Hauch eines Moments einen großen Mann stehen sehen? Ich blickte angestrengt in die Richtung des Busches, vermochte aber nichts zu entdecken. Schließlich vernahmen wir, dass der Thürriegel zurückgeschoben wurde, und wir durften eintreten.

Der Bediente führte uns in den ersten Stock. Mir fiel auf, dass er, obschon noch jung, stark hinkte. Ohne anzuklopfen, öffnete er eine Thüre, vor welcher ein weiterer Diener stand, und ließ uns in den großen Salon eintreten. Der Großherzog war ein corpulenter Mann mit fliehendem Kinn und tückischen Augen. Sein Alter war unmöglich zu schätzen. Er konnte ebenso gut vierzig Jahre wie auch ihrer siebzig seyn. Sollte ich je ein Drama über Kaiser Nero verfassen, so wäre er der ideale Darsteller. Selten, wenn überhaupt jemals zuvor, habe ich bey einem Menschen auf den ersten Blick derartige Abscheu empfunden.

Er saß am Ende eines langen Eichentisches vor dem Kamin und war just damit beschäftigt, eine Forelle zu verspeisen. Es war offenkundig, dass wir ihm höchst unwillkommen waren. Am anderen Ende erblickten wir eine verhärtet schauend ältere Dame, welche uns verstohlen zulächelte. Wahrscheinlich die Großherzogin. Wir verbeugten uns, und Goethe stellte uns vor. Der Großherzog musterte erst mich und dann Goethe auf das Gründlichste. Schließlich wischte er sich den Mund mit einer Serviette ab und sagte zu Goethe: »Leck er mich am Arschel!«

»Pardon?« Mein Freund war wohl zu überrascht, um zornig zu werden.

»Das ist doch von Ihnen. Leck er mich am Arschel. Goetz von Soundso. Gutes Stück. Klare Worte. Nicht so verworrenes Zeugs wie das meiste andere.«

Goethe verbeugte sich eisig. Der Großherzog war in der Tat ein Mann, der wusste, wie man sich Feinde

machte. »Dieser ungebildete Banause sollte Goethes Faust kennenlernen«, dachte ich still bey mir.

»Nichts für ungut, mein Bester, Sie sind natürlich damit nicht gemeint«, wandte er sich an mich und fügte hinzu. »Habe selbst nichts von Ihnen gelesen, aber meine Tochter schätzt Ihre Emilia Grolotti.«

Jetzt war es an mir, mich ebenso eisig zu verbeugen. Was für ein bemerkenswerter Bursche. Innerhalb eines Augenblickes hatte er drei Männer auf das Schändlichste beleidigt. Falls der Großherzog wirklich einen fluchbeladenen Gegenstand sein eigen nannte, so hoffte ich, dass dieser ihm alsbald einen schrecklichen Tod bescheren möge, und falls nicht, war ich nur zu gerne bereit, die nötigen Verfluchungen höchstpersönlich vorzunehmen.

Der Großherzog wandte sich wieder seiner Forelle zu. Er nahm einen Bissen und wies mit der Gabel auf ein Schreibpult am Fenster, auf welchem ein Brief lag. »Seh' er sich das mal an.«

Goethe ging zu dem Pulte und nahm den Brief. Vermittels seines Lorgnons studierte er ihn gründlich. Dann reichte er ihn an mich weiter. Der Brief stammte von einem Ludwig Kranigk, seines Zeichens Professor an der Universität zu Erfurt. Offenkundig war der Professor nicht sehr geübt im Verfassen von Briefen, denn sein Stil erwies sich als überaus ungelenk und altertümlich, und ich musste den Brief zwei Mal lesen, um seinen Inhalt vollständig zu erfassen. Entweder war der Professor ein ausgemachter Scherzbold, oder - und das hielt ich für die wahrscheinlichere Va-

riante - ein ausgemachter Hohlkopf, wie es deren ja unter Männern der Wissenschaft leider nicht eben wenige gibt. Jedenfalls behauptete der Professor in seinem Schreiben, dass sich der Herzog in Lebensgefahr befände, da ein Smaragdring in seinem Besitze mit einem tödlichen Fluch belegt sey. Natürlich verstünde er, wenn der Großherzog an seinen Worten zweifele, deshalb füge er eine detaillierte Historie des berühmten Ringes bey, aus der klar hervorgehe, dass die Vorbesitzer des Ringes sämtlich lange vor der Zeit eines schrecklichen und unerklärlichen Todes gestorben seyen.

»Was sagen Sie dazu? Ein reiner Unfug, nicht wahr?« Der Großherzog blickte blinzelnd zwischen Goethe und mir hin und her, und mit einem Male wurde ich gewahr, dass er keineswegs so ruhig war, wie er zu scheinen suchte. In seinen Augen bemerkte ich Angst.

Goethe und ich sahen uns an. Es bedurfte keiner Worte, dass wir uns verstanden.

Goethe setzte eine nachdenkliche Miene auf. »Ist es möglich, das bewusste Schmuckstück in Augenschein zu nehmen?«

Der Großherzog gab dem Bedienten, welcher die ganze Zeit über neben der Thüre gewartet hatte, einen Wink. Dieser trat zu einem Schreibkabinett und entnahm ihm eine kleine Schatulle aus Palisander, welche er Goethe zögernd überreichte - genauer gesagt, überreichen wollte. Denn Goethe wich einen Schritt zurück und machte keine Anstalten, die Schatulle anzurühren.

»Öffnen!«, befahl er.

Der Diener warf einen furchtsamen Blick zum Großherzog, doch der winkte nur unwirsch mit der Hand. Der Bediente öffnete die Schatulle. Mit auf dem Rücken verschränkten Armen beugte sich Goethe darüber und betrachtete ihren Inhalt. Es mochten beinahe fünf Minuten vergangen seyn – so wollte es mir zumindest scheinen –, bis er sich wieder aufrichtete. Er dachte einen Moment nach, dann wandte er sich mit großem Ernst an den Großherzog.

»Allerdurchlauchtigster, zu meinem tiefsten Bedauern muss ich Ihnen sagen, dass Sie die Angelegenheit überaus ernst nehmen müssen. Professor Kranigk ist eine anerkannte Kapazität, er weiß, wovon er spricht. Ich hatte jedoch gehofft, dass er sich zumindest darin irre, dass es sich bey dem verfluchten Ringe nicht um den Ihren handele, aber ich habe darüber gelesen und auch Abbildungen gesehen. Es kann nicht den geringsten Zweifel geben. Der Ring in der Schatulle ist der bewusste. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Ich beschwöre Sie, entledigen Sie sich des Ringes so schnell als möglich. Und bis Sie das getan haben, sollten Sie über alle Maßen Vorsicht walten lassen.«

Goethe verstummte und sah den Herzog auf eine sorgenvolle Weise an, die vollständig überzeugend wirkte. Der Großherzog war bleich geworden. Er hatte von uns etwas anderes erwartet. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Goethe an, unfähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Dann brach es aus ihm heraus.